

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1905**

140 (19.6.1905)

# Der Volksfreund

Tageszeitung für das werktätige Volk Badens.

Ausgabe täglich mit Ausnahme Sonntags und der gesetzlichen Feiertage. — Abonnementpreis im Haus durch Kräger ausgehelt, monatlich 70 Pf., vierteljährlich M. 2.10. In der Expedition und den Filialen abgeholt, monatlich 60 Pf. Bei der Post bestellt und dort abgeholt M. 2.10, durch den Briefträger ins Haus gebracht M. 2.52 vierteljährlich.

Redaktion und Expedition  
Luisenstraße 24.  
Telefon: Nr. 128. — Postzeitungsliste: Nr. 8144.  
Erscheinenszeiten der Redaktion: 12—1 Uhr mittags.  
Redaktionschluss: 1/10 Uhr vormittags.

Inserate: die einseitige, kleine Zeile, oder deren Raum 20 Pf., Lokal-Inserate billiger. Bei größeren Aufträgen Rabatt. — Schluss der Annahme von Inseraten für nächste Nummer vormittags 1/9 Uhr. Größere Inserate müssen tags zuvor, spätestens 8 Uhr nachmittags, aufgegeben sein. — Geschäftsstunden der Expedition: vormittags 1/8—1 Uhr und nachmittags von 2—1/7 Uhr.

Nr. 140.

Karlsruhe, Montag den 19. Juni 1905.

25. Jahrgang.

## Die Rückwärtsredigierung der Reichsfinanzreform.

Karlsruhe, 19. Juni.

Die mitunter offiziös unterrichtete „Augsburger Abendzeitung“ veröffentlicht eine Zusammenstellung über die Ausichten der Reichsfinanzreform, aus der deutlich hervorgeht, daß die Reichsfinanzreform in den geheimen und illegitimen Kontexten, in denen sie bisher beraten worden ist, ein ganz ähnliches Schicksal erfahren hat, wie die Vergeßlichkeit der preussischen Regierung in der verächtlichsten Kommission der Reichsfinanzreform. Ein ohne die Interessen der besitzlosen Volksklassen einmütigen zu berücksichtigen, ward durch brutale Vertreter herrschender Klasseninteressen radikal umgestülzt und in sein Gegenteil verkehrt.

Die „Augsburger Abendzeitung“ bestätigt, daß die beabsichtigte neue Reichsfinanzreform bereits im Schoße des preussischen Staatsministeriums zu sehr wesentlichen und wirksamen Änderungen Anlaß gegeben hat. Der Schatzsekretär habe sich daraufhin genötigt gesehen, die beabsichtigte Besteuerung der Erbschaftsanfälle an Einkünfte und Rinder wieder fallen zu lassen. Trotzdem soll die durch diesen Bescheid bis zur Unbedeutendheit erniedrigte Erbschaftsteuer noch keineswegs bestimmt durch alle Jahressitzungen sicher durchgebracht sein. Sehr begründlich dem wäre einmal die Reichsfinanzreform im Prinzip anerkannt, so würde man schließlich bei künftigen Finanznöten und bei wachsender Durchsetzung des Reichstags mit „waterlandlofen“ Elementen die Millionärsöhne vor den Ansprüchen des Vaterlandes nicht mehr sicher stellen können. Darum heißt es, den Anfängen zu widerstehen.

Wenn die „Augsburger Abendzeitung“ soweit nichts Neues sagt, so ist das, was jetzt nachkommt, desto interessanter. Denn jetzt geht die Mehrheit der Reichsfinanzreform, das Geld, das zur Befriedigung der wachsenden Defizite notwendig ist, muß von irgendwoher beschafft werden und wenn die regierenden Erben es nicht begreifen wollen, muß man es anderswo holen. Nun war in einigen Zeitungen gemeldet worden, daß eine neue Tabaksteuer nicht geplant sei, und daß es sich bei der Umgestaltung der Brauereier nicht darum handle, eine Erhöhung des Gesamtumsatzes zu erzielen. Diese Nachricht, die offenbar richtig war, solange der Plan einer ausgiebigen Reichsfinanzreform noch nicht den Weg nach dem Ortus gefunden hatte, wird jetzt von dem Augsburger Blatt mit leiser Höflichkeit verneint. Es kommen also neue Bier- und Tabaksteuern, weil die Erbschaftsteuer nicht kommen darf.

Zur Brauereier wird bemerkt, die Nachricht, daß keine Erhöhung des Steuerertrags geplant sei, werde „man wohl umsonst begehren“ müssen, als ja die geplante Reichsfinanzreform im Verein mit den bevorstehenden großen Reichsmeasures Maßnahmen in bedeutendem Umfang erforderlich wird. Und von der Tabaksteuer heißt es: „Der Grundgedanke: „Der Tabak muß mehr bluten“ gehört noch immer zu den Steuerdogmen unserer Regierungskreise, bei denen jede Erhöhung der Tabaksteuer der besten Aufnahme sicher sein darf.“ Schließlich wird wieder die jüngst von Scher verbreitete Nachricht, die Einführung einer Mehrwertsteuer bedevor, ein Fragezeichen gesetzt. Von diesem Projekt meint die „Augsburger Abendzeitung“, daß es innerhalb

der Regierungen und namentlich in militärischen Kreisen auf einen starken Widerstand stoßen würde — offenbar deshalb, weil man dort an dem Dogma festhält, daß Steuerzahlen für das Vergnügen des Parademarsches kein entsprechendes Äquivalent sei.

Der langen Rede kurzer Sinn aber ist der: der hundertprozentige Patriotismus hat nämlich versagt, und die Passiven dieses moralischen Bankrotts sollen von den Waterlandlofen bei Gelder und Fleiß getragen werden. Damit vollendet sich eine Entwürdigung, die von der sozialdemokratischen Presse von allem Anfang an vorausgesagt wurde. Schon als die ersten Nachrichten vom Erbschaftssteuerplan des Freiherrn v. Stengel auslachten, prophezeigte die „Geier- und Umfuzer-Prese“, dieses Kind würde im Mutterleibe ersticken, das Projekt werde niemals mit heiler Haut auch nur an die Schwelle des Reichstags gelangen. Man kann den bornierten Eigenwitz der bestehenden Klassen Deutschlands leicht unter, niemals übersehen.

Wie die Dinge jetzt liegen, ist es nicht nur eine Frage des Geldbetrags, sondern geradezu eine Ehrefrage für das arbeitende Volk geworden, was weiter mit dieser Mißgeburt einer Finanzreform geschehen soll. Das Volk darf nicht der dumme Leufel sein, der bezahlt, wo die Millionen-erden die Zahlung verweigern. Wenn die reichen Herren mit zugeknöpften Taschen zusehen, wie das Vaterland in Schulden erstickt, dann müssen die armen Leute von der anderen Seite her zusehen, was sich weiter begibt und auch für sie muß es heißen: „Taschen zu! Keinen Mann und keinen Groschen!“

## Badische Politik.

Ein „Mandatsschinder“.

Der „Vab. Beobachter“ schreibt: „Der Abgeordnete des bisherigen Wahlbezirks Badisch-Emmendingen-Freiburg, Herr Strennert Josef Straß von Oberemwald, hat aus Rücksichten auf sein sehr umfangreiches Geschäft die ihm angebotene Kandidatur für den nunmehrigen Wahlbezirk Badisch-Freiburg abgelehnt. Die Vertreter des Wahlbezirks waren unter solchen Umständen genötigt, nach einem neuen Kandidaten sich umzusehen.“

Auf Grund eines einmütigen Beschlusses der Vertretung wurde Herr Stadtrath Wüst von Herrsching als Kandidat vorgeschlagen. Herr Straß war eine politische und parlamentarische Null erster Güte. Insofern wird die Zentralleitung der Zentrumspartei doch froh sein, daß Herr Straß es vorgezogen hat, sich seinem umfangreichen Geschäft zu widmen. Uns ist schon die Art, wie die Verdienste des Herrn Straß als Landtagsabgeordneter damals herangezogen wurden, als man beschloß, ihm die Kandidatur wieder anzutragen, etwas verdächtig. Man kann auch jemandem weglassen.

Der Bezirk ist übrigens sicherer Zentrumsbett. Der landständische Ausschuss lagte am Samstag im Sitzungssaal des Finanzministeriums. Von der Regierung waren der Präsident des Finanzministeriums, Geh. Rat Weder, der Eisenbahnminister, Präsident des Ministeriums des groß. Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten, Geh. Rat Freiherr v. Marschall erschienen. Der Präsident des Finanzministeriums legte die Rechnungsbüchlein der allgemeinen Staatskasse, der Amortisations- und Eisenbahnschuldentilgungskasse, sowie des Domänengrundfonds für das Jahr 1904 vor. Gegenüber

etwaigen optimistischen Auffassungen wird in den Mitteilungen der Regierung auf die sehr erheblichen außerordentlichen Aufwände für Bauten, insbesondere die neu zu erstellenden Bahnhöfe hingewiesen. Bemerkenswert ist noch die Mitteilung des Eisenbahnministers, daß die Verhandlungen über die Betriebsmittelgemeinschaft noch nicht sehr weit gediehen seien und noch nicht gesagt werden könne, ob das Ziel zu erreichen sei. Was die Personalarifreform betrifft, so wurde vom Eisenbahnminister die Erklärung bestätigt, daß die Regierung ihre definitive Stellung zu den Ergebnissen der Vorberatung erst nach Benehmen mit dem Eisenbahnrat und mit den Landständen nähme.

S.V. Baden-Baden. Die städtischen Wahlen haben mit den Erneuerungswahlen zum Stadtrat ihren Höhepunkt erreicht. Das Resultat ist eine totale Niederlage der bisher in Baden-Baden allmächtigen national-liberalen Partei, und zwar eine Niederlage auf der ganzen Linie. Wie wenig die Nationalliberalen die Zeichen der Zeit verstehen, auch in der internationalen Wählerstadt, beweist ihr ganzes Verhalten in dem vorliegenden Wahlkampf. Seit Jahren machte sich eine starke Unzufriedenheit in der Bürgererschaft geltend gegen die städtische Vertretung und deren Spitze, Oberbürgermeister Günner, dem man eine Vernachlässigung der städtischen Interessen durch seine häufige Abwesenheit als Landtagsabgeordneter zum Vorwurf machte. Die Karole: „Der Bürgermeister gehört auf das Rathaus.“ löste die Latwaine in ihrem Ansturm zunächst die Stützen des national-liberalen Rathausregiments weggesagt. Anstatt nun diese elementare Bewegung der Wählermassen zu sehen, zu verstehen und ihr ebenfalls bei Zeiten aus dem Wege zu gehen, nahm die national-liberalen Partei als solche den Kampf gegen die freie Bürgervereinsung auf, während die Zentrumspartei sofort die richtige Witterung hatte und bei der Bürgervereinsung Unterstützung suchte, wo sie zusammen mit einigen mandatsgierigen Nationalliberalen und Freiwählern sofort die Führung übernahm, an ihrer Spitze der badener Sozialdemokratie fassam bekannte Herr Roman Schmid.

Als Kandidat für die Stimmen aus sozialdemokratischen Kreisen hatten beide Parteien die Genossen Groß und Bus auf ihren Zettel gesetzt, die denn auch mit großer Majorität gewählt wurden. Allerdings war nach gewissen Vorgängen und nach Lage der Sache die sozialdemokratische Partei, welche bei der Reichstagswahl 1903 473 Stimmen gegen 811 Nationalliberale und 888 Zentrumstimmen aufbrachte, nicht mehr wie bisher zu ignorieren, aber bei der Stadtratswahl wurde sie nicht mehr auf die sozialdemokratischen Stimmen zu rechnen war, zeigte sich sofort wieder der Verdruss, und zwar bei der national-liberalen Partei in der affektierlich lächerlichen Weise, daß sie auf ihren Stadtratszettel zwar keinen Sozialdemokraten, aber ihren eigenen schärfsten Gegner, den bürgerlichen Privatier Herrn Roman Schmid, nahm. Die Zentrumspartei hatte damit ihren schwarzen Geleiten, daß sie den anfänglich auf ihren Zettel gesetzten national-liberalen Kandidaten Anton Klein Friedrich und durch den Zentrumsmann Baron von Kider erstellte, der in der Stadtratswahl die geringste Stimmenzahl erhalten hatte und in der Stadtratswahl auch gänzlich durchfiel, und zwar von Reichswegen.

Wir wollen gerne zugeben, daß es für die Partei-genossen im Land wenig Wert hat, von diesem „Sturm im Glas Wasser“, in Baden-Baden, eingehend

unterrichtet zu werden, aber diese Vorgänge werfen ihre Schatten voraus auf die künftige Landtagswahl, bei der man möglicherweise ganz merkwürdige Überraschungen erleben kann. Noch verläutet nichts von den Kandidaten der national-liberalen Partei und des Zentrums. Die Kandidatur der sozialdemokratischen Partei wurde einstimmig unserem Genossen Bus übertragen. Als Zentrumskandidat wird ohne allen Zweifel Herr Roman Schmid in die Schranken treten, der durch den Anschlag an die Bürgerpartei, wenngleich dieselbe gänzlich paralisieren und nur für Gemeindegemeinschaften gebildet sein will, sich eine mächtige Gefolgschaft gesichert hat. Ob Herr Oberbürgermeister Günner wieder kandidieren wird, mit der Aussicht, besten Falles erster Vizepräsident der Kammer oder Präsident der Budgetkommission zu werden, wissen wir nicht wohl nur die Eingeweihten. Seiner diesmaligen Kandidatur gegenüber kann sich leicht eine zweite Latwaine zusammenballen, losgelöst durch den Ruf: „Der Bürgermeister gehört auf's Rathaus!“ Kandidiert aber Herr Oberbürgermeister Günner nicht mehr für die national-liberalen Partei, wer wird dann die Kraft und das Ansehen besitzen, die national-liberalen Partei nach einer solchen Niederlage im Gemeindevorwahlkampf zu einem Sieg im Landtagswahlkampf zu führen?

Die sozialdemokratische Partei wird, wenn auch die Verhältnisse im Landtagswahlkampf weit weniger günstig liegen, als bei der Reichstagswahl, alle Kräfte anspannen, um den beiden Gegnern Abbruch zu tun und an einer Wahlarole gegen beide wird es ihr nicht fehlen. Vor allem wird sie es nicht vergessen, daß sie es mit Gegnern zu tun hat, welche „nur der Rot geborhen, nicht dem inneren Trieb“.

## Deutsches Reich.

Wie die Besitzenden denken.

Ein drastisches Zeugnis des schamlosen Dünkels und Egoismus gewisser Kreise der Besitzenden Klasse bietet ein Brief, den der Landtagsabgeordnete v. Heydebrand und der Laaja aus Halle a. S. empfing. Die extreme reaktionäre Ausschreitung des konserverativen Führers zum Bergarbeiterkampf hat den Triumph einer schönen konserverativen Seele ausgetilgt und der Jynismus konserverativer Blätter schon vor der Veröffentlichung nicht zurück. Der Brief lautet in der gekürzten Wiedergabe, die wir im „Das Reich“ finden, also:

Hochgeehrter Herr! Tausende von Besitzenden danken der konserverativen Partei für die stramme Haltung in beiden Häusern des Reichstages. Es ist aber auch die höchste Zeit, daß der Regierung und ihren Freunden, den Sozialdemokraten et tutti quanti, ein „Quos ego“ (Ich will Euch!) zugerufen wird. Sollen wir uns vollends anzuehnen und uns des Restes unseres Vermögens durch die unerlässliche soziale Gesetzgebung berauben lassen? Was hilft es, wenn wir unser Vermögen, unsere Ehre verloren haben, die Revolution niedergeschlagen wird? Und dabei hat man acht Millionen ausgebildete Soldaten und weicht fortwährend vor Pöbel, das ist das zweite Wort des Herrn Reichstagsabgeordneten. Zu diesem Menschen mit der sozialen Despotie blickt die Regierung wie hypnotisiert auf, zu einem Hochverräter, der die Autorität des Reiches im Reichstag durch seine Reden untergräbt und die Nation, bevor der Pöbel drinmal kräht, mit einem Augen von Halle überschüttet hat. Und da spricht der Herr Reichstagsabgeordnete von Autorität, die ja gar nicht mehr vorhanden ist, man hat sie eben ad hoc verschleudert. Man will ein gutes Gewissen haben, nachdem man die Besitzenden bereits zu Schloten der Proletariat durch die gesamte Gesetzgebung erniedrigt und diesen Menschen zwecklos ungezähle

Sturm auf die gesellschaftliche Tätigkeit jüngerer Jahreshunde? „Sie werden noch“, lächelte Juda oft, „Sie werden noch vollständig meckeln von dem, was Ihnen am nächsten liegt, und woran Sie am wenigsten denken. Dagegen hilft keine Redeankunft.“

Und nun — nun hatten sich keine Vorfälle so benähert! Zu der kleinen russischen Jüdin war er in Leidenschaft entbrannt. Er hatte sie geküßt — auf ihren vollen Mund — ihren reifen Mund. Ihren Atem hatte er eingeholten — sie an seine Brust gedrückt. Wie ein weißes Verlangen war es über ihn gekommen. Wenn er sich den Moment noch einmal, noch einmal und wieder vergegenwärtigte, zitterte alles an ihm, wirbelte sein Kopf, ging er wie abwesend umher. Was er sich geküßt fest vorgenommen, warf er heute über den Haufen — hatlos wie er war.

Er beschleunigte seine Schritte; Juda konnte von dem Brief, den die Jüdin geschrieben hatte, Bescheid wissen — ob es wahr — ob ihre Konfession stattfinden würde — ob Siegesausicht vorhanden war.

Das Haus, in dem Juda wohnte, war durch Strebebalten gestützt worden. Ehe er hinein konnte, mußte er einer Augenlider warten.

Die Kraußländer nebenan und dahinter waren abgerissen, und eine Reihe hoher Lagerhäuser sollte dort errichtet werden.

Ginten mauernten sie schon, da stand schon eine frisch angeführte Wand mit Gärten und Steinen und Kalltügen darauf. Der Groß hatte die Arbeit unterbrochen.

Rom, an der Straßenseite, von den moribunden Händen der Häuser rings umschlossen, gähnte ein hümpfiger Baumstumpf, der erst vor knapp einer Woche ausgebagert und nun zu Klumpen und Erdmassen zusammengefroren war.

Ginten, auf schweren Balken ruhte die Mammmaschine mit Wäulen voll Eis und Koffeln. Die Schladen und der Uchregnus lagen, von der schneidenden Kälte gefaltet, festgefroren. (Fortf. folgt.)

## Diamantstadt.

Roman von Hermann Geijermans.

(Nachdruck verboten.) (Fortsetzung.) 14. Kapitel.

Früh am andern Morgen war Cleazar zu Juda, der in der Kapenburgerstraße wohnte, gegangen. Im Welt konnte er es nicht aushalten. Stunde auf Stunde hatte er feierlich, erstickten Wuttes dargelegen und über das nachgedacht, was auf dem dunklen Fluß geschah war. Es war zwischen ihm und Medeka etwas entstanden, ein Geheimnis, das ihn freute und störte. Wenn er das Saugen ihrer Lippen, die Geschmeidigkeit ihres Körpers wieder fühlte, wurde es rot hinter seinen Augenlidern. Wenn er nachdachte, sie sich vergegenwärtigte, sie sich ganz vorzustellen trachtete, sie verschommen in seiner Erinnerung sah, quälte ihn eine verdrießliche Unruhe, eine ärgerliche Gereiztheit. Seinen Voratz, niemals eine Jüdin zu heiraten, sollte er über den Haufen rennen! Eine Jüdin — das war seine Ansicht — würde bei ihm das Gefühl der Wut schände hervorbringen. Jahrhundert auf Jahrhundert hindurch hatte diese Klasse sich durch eigene Art und eignen Glauben isoliert gehalten. Jahrhundertlang hatte sie die simpelsten Naturgesetze mit Zähnen getreten, jahrhundertlang war die Fortpflanzung in abgelesenen, immer geschlossenen Kreisen vor sich gegangen, jahrhundertlang hatten sie sich in eigener Familie vermehrt, so daß ein vollausgewachsener Körper in Judentreuen eine Ausnahme war, daß, abgesehen von den Kraußländern und Rabakern und der Armut, diese minderwertige Wahl der Fortpflanzung, immer nur ein Jude mit einer Jüdin, die Stragen mit verführerischen, häßlichen Menschen ausfüllte. Nun war diese Klasse zum größten Teil nervös entartet, mit kraußlichem Geschlechtstrieb behaftet, gekennzeichnet durch ihren Geschlechtstrieb — sie traut nicht — und lieferte doch verhältnismäßig die meisten Zer-

stimmigen — sie verputzte überall, aus Interessen, Mitglieder ein und derselben Familie, und die heutigen dann wieder ein neues Geschlecht von Wunden, Wüden und Entarteten. Sie hatten das nicht gewußt, nicht wissen können, unter der Feilsche jamaicher Rabbiner, die noch segneten, wo ein bedürftiges Volk hoffnungslos hinstarrt, und die schimpfen die Entel verfluchten, die sich mit andern vermischten. Das niederliche Leben von Judenjungens vor ihrer Ehe, mit christlichen Weibern natürlich, war Nebenache — aber die Heirat eines Juden mit einer Christin, eines Christen mit einer Jüdin, die meistens eine gesunde Masse ergab, war das Mittel an heiligen Gesetzen. Immer wenn Cleazar sich selbst von Kopf bis zu Fuß in einer Spiegelgeschichte betrachtete, seinen schweren Oberkörper, seine kurzen Beine, seinen großen Kopf, immer wenn er Samstags die Menge auf der Rabvertraat betrachtete, die mißgestalteten Geschlechter, die armseligen Körper, grollte er über die von einer Kangel herab gebilligten Fehler, über die scheußliche Tradition, die jeden Tag ihre Schlagschöper forderte. Wie hatten sie als Kinder doch über Abram, den Schlünerflächter gelacht, der abends und nachts nicht sehen konnte — bei Tage wohl. Bei Tage ging Abram schnell und sicher wie ein Schlüner — zur Dämmerzeit aber frauchte er über die Trottoirränder, fiel und purzelte alle Augenblicke. Abram läuft, sagten die Christen. Abram hat ein eigenartliches Gebrechen an seinen Augen, sagten die Juden. Abram war im Krankenhaus gewesen, um sich heilen zu lassen — sie hatten ihn dort unterhütet, aber nicht geheilt. Sobald der Abend kam, wurde Abram, der Schlünerflächter, blind — so bald es Tag wurde, sah er wieder.

Eines Morgens hatten sie ihn aus einer Gracht herausgezogen mit einem Kopf Schlüner, die auch ertrunken waren. Cleazar war gerade einer beglückten Weltregierung wegen in Behandlung bei dem Doktor — als die Leichenschau stattfand — nie hatte er die lächelnd gesprochenen Worte des Doktors vergessen:

„Das kommt durch Unzucht, Eli, wenn Kuffinen und Kuffin und Großkuffin und Großkuffinen sich heiraten.“

Zum erstenmal in seinem Leben hatte er da aus Jungensneugierde einen Begräbnis beigewohnt, und das entstellte Ma-Blanke Gesicht von Abram, dem Schlünerflächter, das er sah, als das Kopffleisch in den Sarg geschoben wurde, stand ihm noch in seiner ganzen Verwilderung vor Augen. Und ereignete sich solche Dinge auch nicht jeden Tag, und wenn es auch töricht war, sie so schwarz anzusehen — je älter man wurde, desto schärfer beobachtete man das Verderben, den Furch des Zusammenlebens der Juden. Deftiger war er verliebt gewesen — einmal in die Tochter eines Wäders — einmal in die Schwester von Riff — einmal in eine Koffenschleiferin. Aber wenn es dann zu einem Gespräch kam, zu einem kleinen zärtlichen Spaziergang, fiel ihm etwas in ihrem Blick, ihrem Lachen, ab. Sie hatten alle Nehlidigkeiten, Entmenschenanfälle, Körperbewegungen — sie glichen seiner tante — seiner Schwester. Es war verrückt: aber der Gedanke der Umarmung mit einer Jüdin, verließ ihn, dem Juden von Kasse, das Gefühl der Wut schände. Und wenn er sich selbst betrachtete, seinen ausgeprochenen Judentörper, seinen großen Kopf, sein bleiches Gesicht — dann erkannte er in sich die Lausende von Juden, die er überall gesehen hatte. Eine Jüdin nahm er nie. Mit dieser Unzucht mußte gedrohen werden. Nur durch Auflösung in eine Gemeinschaft mit fremdem Blut würden die Juden wieder gesund, verschwand einer der abschließenden Mißstände. Mit Juda hatte er oft über seine Ansichten gesprochen, Juda, der ihn gründend seine Ansichten nannte. Ja, er war ein herrlich gefunder Intelligenz, weil er das Ghettoleben verachtete, und durch seine Erkenntnis, daß eine Menschheit folchem Semitismus das Wort nicht reden könne. Sollte man nicht, wenn man bessere Dinge lieb hatte? Hatten die moaischen Geleite noch nicht genug Unheil angehtiffet, sollten die Augen denn noch länger geschlossen bleiben — lief die heutige gesellschaftliche Tätigkeit denn nicht

Millionen an den Hals geworfen hat. In Berlin ...

Die „Konf. Korresp.“, das offizielle Organ ...

Der Brief ist lediglich als Stimmungsstück ...

Schreckliche Folgen von Unbotmäßigkeit. ...

Major Wismann. dessen Name mit der Inaugurierung ...

Gegen die Schiffsabgaben. Die württembergische Kammer ...

Ausland. Australien. Sozialisismus in Australien. ...

Aus der Partei. Parteifest in Königshagen. ...

gehalten wurde, mit der Kandidatenfrage ...

Willingen, 18. Juni. Die Zahl der Wahlberechtigten ...

Freiburg, 18. Juni. Diejenigen Parteigenossen ...

Der Genosse L. Kaufner in Stuttgart ...

Die Anklage gegen den Kaufmann Friedrich ...

Die Anklage gegen den Rechtsanwalt Moritz ...

Wegen Verletzung der Verschwiegenheit ...

Eine Hochspannerin der gefährlichsten Art ...

Ein Automobilpfeifer. Samstag Abend ...

Baden-Baden, 18. Juni. Nicht in Kaszatt ...

Baden-Baden, 17. Juni. Brand. Im Zinnen ...

Willingen, 18. Juni. Wie verberlich die ...

Freiburg, 17. Juni. Beim Eringer Bahnhöf ...

Waldshut, 18. Juni. Elektrische Kraft ...

Manheim, 17. Juni. Geländete Leiche. ...

Don der Bergstraße, 17. Juni. Die Seidel ...

Haus dem Reiche. Loffen bei Gernsbach, 17. Juni. ...

Siebente Generalversammlung ...

In namentlicher Abstimmung mit 114 gegen ...

Material zur Statutenberathung der ...

Die Beschlüsse der Parteivorstände ...

Vertical text on the right margin containing various small notices and fragments.



